

PROJEKTLEITUNG: REF. I A 4

BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG

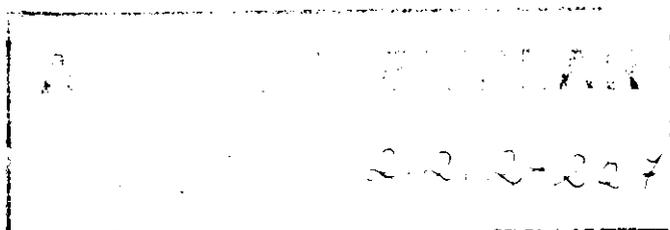
DIE AUFGABE DER FRAU FÜR DIE GESUNDHEIT
IN FAMILIE UND GESELLSCHAFT

EXPERTISEN UND STELLUNGSNAHMEN ZUR PROJEKTIERTEN
KAMPAGNE

020017 -

020022

1971



Betr.: Gutachtliche Stellungnahme zu dem Arbeitspapier
"Die Aufgabe der Frau für die Gesundheit in Familie
und Gesellschaft - Überlegungen zu einer Kampagne
der gesundheitlichen Aufklärung -"

übersandt von der Bundeszentrale für Gesundheitliche
Aufklärung mit Schreiben vom 16. August 1971

I. Vorbemerkung

Zunächst einmal ist prinzipiell zu dem Arbeitspapier festzustellen, daß unter psychologischen Gesichtspunkten die Bezeichnung "Kampagne" für den Versuch einer Beeinflussung der gesellschaftlichen Stellung der Frau äußerst bedenklich erscheint. Gerade wenn in Bezug auf die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft noch Korrekturen notwendig sind und nicht schon durch bestimmte Entwicklungen bereits angebahnt sind, dürfte eine "Kampagne" eher Widerstände wecken und die bereits nachweisbaren Ansätze zu einer positiven Entwicklung im Sinne der Verselbständigung der Frau eher aufhalten und hemmen als sie fördern.

II. Generelle Maßnahmen

1. Eine kritische Analyse der derzeitigen Situation der Frau in unserer Gesellschaft erscheint grundsätzlich notwendig; sie müßte jedoch von differenzierenden Feststellungen ausgehen und sollte sich nicht nur auf die grobe Statistik der Bundesanstalt stützen, deren Aussagewert für die spezielle Problematik verschiedener Gruppen von Frauen in verschiedenen Lebenssituationen äußerst gering ist. Gerade im Hinblick auf die nachgewiesene Unmöglichkeit, generalisierende Aussagen über die Situation der Frau zu treffen (vgl. LEHR, 1969), scheinen hier intensive Untersuchungen zur Situation der Frau verschiedener Altersgruppen in unterschiedlichen Betrieben und verschiedenen Wohngebieten als Ausgangsbasis für jede weitere Planung zur Verbesserung der Stellung der Frau in unserer Gesellschaft notwendig.

2. Eine andere Maßnahme, die bereits vor einer solchen Analyse in Angriff genommen werden kann, ist die sinnvolle Verbreitung von wissenschaftlich fundierten Informationen über die soziale Feindtheit psychischer Geschlechtsunterschiede. Es gilt, gegen das Stereotyp von "weiblichen Wesenseigenschaften", die anlagebedingt gesehen werden und damit unabänderlich erscheinen, anzugehen. Eine Reihe von Untersuchungen (vgl. LEHR, 1969; LEHR, 1971) weist nach, daß Geschlechtsunterschiede im seelisch-geistigen Bereich - sofern sie überhaupt evident werden und nicht nur auf Vorannahmen und Vorurteilen beruhen - ausschließlich als Folge bestimmter Umwelteinwirkungen, bestimmter Erziehungshaltungen und bestimmter gesellschaftlicher Rollenerwartungen zu sehen sind.

Die wichtigsten Untersuchungsergebnisse hinsichtlich des Intelligenz- und Leistungsverhaltens wie auch hinsichtlich verschiedener Persönlichkeitsmerkmale seien hier kurz referiert:

Vergleiche der "Gesamtintelligenz", der Höhe der Intelligenz-Quotienten von Jungen und Mädchen, von Männern und Frauen, lassen geschlechtsspezifische Unterschiede nicht eindeutig hervortreten (vgl. hierzu LEHR 1969). Hinsichtlich der verbalen Fähigkeiten werden den meisten Untersuchungen zufolge die Jungen von den Mädchen übertroffen. Auch jene Studien, die Erwachsene mit einbezogen (MIELE 1958; RAAHEIM 1963; ROSENBERG und SUTTON-SMITH 1964 und WECHSLER 1958) stellten bei Frauen bessere Leistungen im verbalen Bereich fest; Untersuchungen von BIERI et al. (1958) und WRIGHTSMAN (1962) ließen - allerdings bei einer Gruppe von College-Studenten - keinerlei Unterschiede erkennen.

Hinsichtlich mathematischer Fähigkeiten erwiesen sich männliche Personen weitgehend als überlegen, wobei diese Überlegenheit jedoch erst im 2. Lebensjahrzehnt deutlich wird und dann im Erwachsenenalter besonders stark hervortritt (BIERI et al. 1958; McNEMAR 1942; MIELE 1958; NORMAN 1953; Osborne und SANDERS 1954; ROSENBERG und SUTTON-SMITH 1964; WECHSLER 1958), so daß man mit Recht zusammen mit MACCOBY (1963) die Frage nach Sozialisationswirkungen, nach den Auswirkungen gesellschaftlicher Rollenvorstellungen, stellen kann.

Während sich bezüglich der Gedächtnisleistungen keine eindeutigen Unterschiede zeigten, lediglich die Bedeutung der Gedächtnisin-

halte zutage trat, indem weibliche Personen ein besseres Namens- und Wortgedächtnis, männliche Personen ein besseres Zahlengedächtnis erkennen ließen, erwies sich in allen Studien und bei allen Altersgruppen die Auffassungsgeschwindigkeit bei weiblichen Personen als höher. Allerdings zeigt sich im Wahrnehmungsverhalten hinsichtlich der Bevorzugung bestimmter cognitiver Stile eine eindeutige Geschlechtsspezifität. Es wurden hierzu eine Reihe von Studien an Erwachsenen durchgeführt, wobei meist Verfahren in der Art der "embedded figures" im Anschluß an GOTTSCHALDT oder auch der Stab-Rahmen-Test nach WITKIN (1949, 1950, 1952) zur Anwendung gelangten. Hierbei zeigte sich durchgehend ein besseres Abschneiden der männlichen Gruppe, die sich als "feldunabhängiger" erwies (ANDRIEUX 1955; BENNET 1956; BIERI et al. 1959; BAUERMEISTER et al. 1963 u.a.), während Frauen eine größere "Feldabhängigkeit" zeigten.

Eine eingehende Analyse der Vielzahl empirischer Untersuchungen zum Intelligenz- und Leistungsverhalten macht auf die Bedeutung des sozioökonomischen Status aufmerksam. Es zeigte sich dabei, daß in niederen sozialen Schichten die Geschlechtsspezifität deutlicher zutage tritt als in der sozialen Mittelschicht (DAVIS 1937; KAGAN und FREEMAN 1963; - vgl. LEHR 1969). Ebenso zeigt sich ein Zusammenhang zwischen Erziehungsstilen und derartigen geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen (KAGAN und FREEMAN 1963; BAYLEY und SCHAEFER 1964; MACCOBY 1963).

Durch empirische Untersuchungen konnten bisher nur bestimmte Persönlichkeitsbereiche eingehender erhellt werden, was zum Teil methodische Gründe haben dürfte. So stehen höchstwahrscheinlich Aussagen über geschlechtsspezifische Ausprägungsgrade von Aggression Ängstlichkeit, Abhängigkeit deswegen im Vordergrund, weil hierfür Meßinstrumente in Form von Fragebögen, Tests und Registriertechniken bereits entwickelt vorlagen.

Am eindeutigsten tritt in den einschlägigen Studien die stärkere soziale Orientierung der Frau in den Vordergrund (BENNET und COHEN 1959; EXLINE 1962; 1963; EXLINE et al. 1965; McDONALD und GYNTHY 1965; CLIFTON und SMITH 1963 u.a.). Diese soziale Orientierung ist allerdings - den Untersuchungen zufolge - häufig mit einer stärkeren Umweltabhängigkeit und einem weniger stabilen Selbstgefühl verbunden (CLIFTON und SMITH 1963; BENNET und COHEN

1959). Weibliche Personen erwiesen sich - allerdings erst in der Adoleszenz und im Erwachsenenalter und nicht etwa schon in der Kindheit - als abhängiger als männliche Personen. Hier muß immer wieder auf die Bedeutung von Erziehungseinflüssen und allgemeinen Rollenerwartungen seitens der Gesellschaft hingewiesen werden (LYNN und SAWREY 1959; MACCOBY 1963; KAGAN und MOSS 1962 u.a.), die abhängiges Verhalten weiblicher Personen billigt, gleiches Verhalten männlicher Personen jedoch eher verurteilt. - Die Überdeckung geschlechtsspezifischer Unterschiede durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht versuchten BRIM et al (1962) nachzuweisen: Danach scheinen im Hinblick auf die Abhängigkeit in der niederen sozialen Schicht Geschlechtsunterschiede nahezu völlig zurückzutreten, in der Mittelschicht dagegen deutlich evident zu werden.

In gleicher Weise wie die Abhängigkeit ist - den verschiedenen Untersuchungen zufolge - die "Ängstlichkeit" nur bedingt als geschlechtsspezifische Verhaltensweise der Frau zu sehen. Sozialer Status und Höhe des Intelligenz-Quotienten werden hier zu intervenierenden Variablen; außerdem sinken die "Ängstlichkeitswerte" der Frauen mit zunehmendem Lebensalter (vgl. Hierzu LEHR 1969).

Hingegen weisen die meisten Studien eine stärkere Aggressivität als geschlechtsspezifisches Verhaltensmerkmal der Männergruppe nach. KAGAN und MOSS (1962) versuchten diese Feststellung mit der Tolerierung aggressiver Verhaltensweisen oder sogar mit der Ermutigung zu aggressivem Verhalten seitens der Umwelt zu erklären, die andererseits Aggressionen bei weiblichen Personen nicht duldet.

3. Neben der Aufklärung und Information über die soziale Bedingtheit geschlechtsspezifischer Unterschiede erscheinen bildungspolitische Maßnahmen und insbesondere auch Hilfen zur Ermöglichung der beruflichen Weiterbildung der verheirateten Frau und Mutter auf sinnvollem Wege notwendig. -

Diese bildungspolitischen Maßnahmen müßten einmal darauf angelegt sein, dem Mädchen die gleichen Bildungschancen einzuräumen wie den Jungen, ihnen aber auch die gleichen Bildungsinhalte zu vermitteln, was aufgrund der unter Punkt 2 aufgeführten Forschungsergebnisse durchaus sinnvoll erscheint und letzten Endes Voraussetzung für echtes partnerschaftliches Rollenverständnis ist.

Man sollte endlich von dem traditionellen Leitbild der sozial-pflegerisch-pädagogisch orientierten speziellen Fähigkeiten der Frau und den mehr sachorientierten und technisch ausgerichteten Fähigkeiten des Mannes Abstand nehmen und dies bei den zu vermittelnden Bildungsinhalten berücksichtigen.

Bildungspolitische Maßnahmen müßten die berufliche Orientierung der Mädchen genauso fördern wie die familiäre Orientierung bei der Heranbildung der Jungen.

III Zu Ihrem Schreiben vom 17. 9. 1971 und den dort formulierten Fragen ist im einzelnen wie folgt Stellung zu nehmen:

ad 1: Es ist durch die Expertise zu prüfen, inwieweit die skizzierten Modelle um die Emanzipation der Frau dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen theoretischen und empirischen Kenntnis entsprechen.

Die verschiedenen Modelle, mit denen man eine Emanzipation begünstigen will (Unterscheidung einer "Minimalkampagne"; Arbeitspapier S. 10; einer "Progressiven Kampagne" - Arbeitspapier S. 11 und einer "Reformkampagne" - S. 13) scheinen mir nicht an die bereits nachweisbare Entwicklung der Veränderung der Rolle der Frau während der letzten Jahrzehnte organisch anzuknüpfen. Soweit hier Verallgemeinerungen überhaupt möglich sind, würde sowohl die Minimalkampagne wie auch die Reformkampagne mehr eine Retardierung bzw. eine Stagnation der in Gang befindlichen gesellschaftlichen Entwicklung herbeiführen, - während das, was in dem Arbeitspapier als "progressive Kampagne" bezeichnet wird, im Grunde die kontinuierliche Fortsetzung von vielen Tendenzen darstellt, die bereits in den letzten Jahrzehnten deutlich wurden.

Wir haben geschlechtsspezifisches Verhalten als durch das Zusammenwirken verschiedener Sozialisationsfaktoren erworbenes und nicht etwa als "angeborenes" Verhalten nachweisen können. Erworbene Verhaltensweisen aber unterliegen in stärkerem Maße entsprechenden äußeren Einflüssen, wie man durch völker- und kulturvergleichende Untersuchungen (M. MEAD), durch Vergleichsuntersuchungen unterschiedlicher sozialer Schichten und unterschiedlicher familiärer Einflüsse nachweisen konnte.

Untersuchungen konnten zeigen, daß das Rollenbild der Frau bereits Wandlungen erfahren hat, wenngleich sich bezüglich der Intensität der Wandlungen auch gruppenspezifische Unterschiede ergeben. So findet man bei der Landbevölkerung stärker traditionell orientierte Rollenvorstellungen, die die Frau inmitten der 3 "K"s (Kinder, Küche, Kirche) sehen möchte; weiterhin zeigte sich - besonders im Hinblick auf Schulbildung und Berufswahl - die Konfessionszugehörigkeit von Einfluß, indem katholische Bevölkerungsgruppen hierin Mädchen stärker benachteiligen; außerdem ist in den niederen sozialen Schichten das traditionelle Rollenbild stärker verankert. Dennoch läßt sich zweifellos ein allgemeiner Trend aufzeigen, der mit dem Stichwort "zunehmende Verselbständigung der Frau" (Emanzipation) zu umschreiben wäre. Dieser Prozeß der Verselbständigung der Frau, der sowohl in den Erziehungsstilen der Eltern ihren Töchtern gegenüber nachweisbar wird, wie auch bei Schul- und Ausbildungsfragen und bei der Berufssituation, erfaßt allerdings die vorgenannten Gruppen (Stadt-Land, Soziale Schicht, Konfession) in unterschiedlichem Maße. Es ist jedoch vorauszusagen, daß auf die Dauer weder die Landbevölkerung noch die sog. sozial niederen Schichten, noch bestimmte konfessionell gebundene Gruppen diesen epochalen Änderungen widerstehen werden.

Dieser epochale Wandel greift auch in die Privatsphäre über und zeigt sich zunächst einmal im Interaktionsstil der Ehepartner. Das traditionelle, patriarchalische Rollenbild, das den Mann als Haupt der Familie anerkennt und von der Frau ein Sich-Fügen, Gehorchen und Anpassung verlangt (sie dafür aber auch mit dem Gefühl der Geborgenheit 'belohnt'), weicht mehr und mehr einem partnerschaftlichen Interaktionsgefüge, bei dem Mann und Frau in gleicher Weise Verantwortung übernehmen und sich Aufgaben, Pflichten und Rechte teilen. Dieses partnerschaftliche Interaktionsgefüge verlangt geradezu auch von der Frau eine gewisse Selbständigkeit und Entscheidungsfähigkeit. Man findet es bei uns in Deutschland bisher nur vorwiegend in jüngeren Ehen vertreten, in Städten stärker als auf dem Land, in höheren sozialen Schichten häufiger als in Arbeiterkreisen.

Es zeigte sich, daß Männer sog. höherer sozialer Schichten eher bereit sind, auch auf den Haushalt bezogene Aufgaben mit zu übernehmen und "Hausfrauenpflichten" zu erfüllen, als Männer der niederen sozialen Schicht, die beim Spülen, Einkaufen, Kochen usw. eher um ihr Prestige und Ansehen fürchten und darauf bedacht sind, familiäre Entscheidungen alleine zu treffen und zu verantworten. - (Das partnerschaftliche Interaktionsgefüge findet sich außerdem häufiger dann, wenn die Frau berufstätig ist, zumal die Berufstätigkeit - wie man nachweisen konnte - sowohl die Selbständigkeit der Frau als auch das Ausmaß der Gemeinsamkeiten und gemeinsamen Interessen erheblich vergrößert.)

Eine partnerschaftlich bestimmte Rollenvorstellung von Mann und Frau, deren größere Krisenfestigkeit übrigens nachgewiesen ist, setzt einmal selbständiges Handeln der Frau voraus und trägt andererseits wiederum dazu bei, diese Selbständigkeit weiter zu fördern. (Literatur hierzu vgl. LEHR 1969, LEHR und RAUH 1970, LEHR 1971).

Zweifellos ist in diesem Zusammenhang auch der ganze Sexualbereich zu sehen, innerhalb dessen sich epochale Veränderungen besonders bemerkbar machen, Veränderungen, die der Frau einmal größere Freiheiten und eine stärkere Selbstentscheidung einräumen, außerdem ihr durchaus zugestehen, die aktive Rolle zu übernehmen.

Diese veränderte Stellung der Frau läßt sich auch anhand objektiver Daten, anhand eines kurzen geschichtlichen Überblicks über die Gesetzgebung aufzeigen:

- 1891 wird die "Frauenfrage" zum erstenmal im Reichstag debattiert;
- 1918 wird in Deutschland das Stimmrecht für Frauen eingeführt
- 1919 gibt die Weimarer Verfassung (art. 109/ Abs. 2) Männern und Frauen grundsätzlich die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten
- 1949 erklärt das Grundgesetz (Art.2, Abs. 2) Männer und Frauen für uneingeschränkt gleichberechtigt, wodurch sich die Rechtsstellung der verheirateten Frau gegenüber ihrem Ehemann und den Kindern wesentlich verändert hat. Am 1. April 1953 schließlich trat gem. Art. 117 Abs. 1 GG der "Verfassungsgrundsatz der Gleichberechtigung von Mann und Frau in Kraft, was eine Neuregelung auf dem Gebiet des Familienrechtes zur Folge hatte, für das bis zu diesem Datum zumindest juristisch das Leitbild der patriarchalischen Familie bestimmend war (bisher hatte der Mann

Wohnort und Wohnung zu bestimmen; der Mann konnte das Dienstverhältnis seiner Frau fristlos kündigen, hatte die Ausbildung der Kinder zu bestimmen.

Weitere objektive Belege für die veränderte Stellung der Frau lassen sich einem geschichtlichen Überblick der Entwicklung der Frauenbildung entnehmen:

Hier sei nur erwähnt, daß z.B. 1896 die ersten 6 Deutschen Frauen die Reifeprüfung ablegen durften, daß erst ab 1908 in Preußen eine Immatrikulation an einer Universität möglich war. Die prozentuale Zunahme der Mädchen, die eine weiterführende Schule besuchen, wäre ebenso zu nennen wie die prozentuale Zunahme weiblicher Studierender innerhalb der Gesamtzahl der Studenten:

WS 1911/12:	4,1 %	aller Studenten	waren	weibl. Geschl.
1924/25:	9,8 %	"	"	"
1934/35:	14,0 %	"	"	"
1961/62:	26,6 %	"	"	"

Weitere objektive Belege konnte man aus den Wahlstatistiken entnehmen. Ebenso zeigt der statistisch nachweisbare steigende Anteil der Ein-Personen-Haushalte von Frauen sehr deutlich eine Verselbständigung der Frau an, die heutzutage durch ihre Berufsausbildung auch dann, wenn sie unverheiratet geblieben ist, nicht mehr auf das Versorgtwerden von Eltern und Geschwistern angewiesen ist, sondern allein ohne fremde Hilfe ihren Weg durchs Leben finden kann. Ein Wandel der Rollenbilder ist zu konstatieren; jedoch uneinheitlich und damit Anlaß zum Konflikt.

ad 3a: Weitere Diskussionen in unserem Hause haben die Frage entstehen lassen, inwieweit durch die Verwirklichung der Reformkampagne die Gefahr besteht, traditionelle Vorstellungen zu verfestigen anstatt sie aufzulösen.

Berücksichtigt man die Daten, die einen Wandel der Rollenvorstellungen belegen, dann muß den oben geäußerten Bedenken zugestimmt werden.

Eine Kampagne mit dem Titel "Die Aufgabe der Frau für die Gesundheit in Familie und Gesellschaft" scheint darauf angelegt zu sein, die Frau aus der Konkurrenz im allgemeinen beruflichen Wettbewerb herauszuziehen und ihr einen "neutralen" 3. Sonderbereich zuzuweisen, der eigentlich in vieler Hinsicht schon seit Jahrhunderten zur weiblichen Rolle gehört. - Die einzige berufliche Betäti-

gung, die in gewissen Schichten zu Beginn unseres Jahrhunderts auch der Frau zugebilligt wurde, waren sozialpflegerische Tätigkeiten. Gerade dadurch aber hat man den beruflichen Entwicklungsraum der Frau stark eingeschränkt und die traditionelle Rollenvorstellung nur vertieft. -

Angesichts des nachgewiesenen Rollenwandels, der zunehmenden außerhäuslichen Orientierung der Mädchen, der stärkeren Erziehung zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit auf die junge Eltern auch bei ihren Töchtern bedacht sind, läßt es sehr zweifelhaft erscheinen, daß sich die Frau überhaupt auf diese Rolle zurückdrängen läßt. Im übrigen sollte man berücksichtigen, daß die Propagierung eines solchen Aufgabenbereiches auch im Hinblick auf die Reform der Ehescheidung für die Frau völlig unzumutbar erscheint. Die Frau sollte vielmehr befähigt werden, im allgemeinen beruflichen Wettbewerb konkurrenzfähig zu sein und zu bleiben.

Im einzelnen wird eine Stellungnahme freilich dadurch erschwert, daß das Arbeitspapier sich hier betont unklar und allgemein ausdrückt (vgl. S. 13f) und insbesondere die gesamte ökonomische Seite dieser der Frau zugedachten Rolle als "Hüterin der Gesundheit in Familie und Gesellschaft" völlig außer Betracht läßt. Da die gesellschaftliche Stellung der Frau aber nun einmal auch eng mit ihrer ökonomischen Situation zusammenhängt (dies ist wohl eine These, die man ganz ideologiefrei vertreten kann), würde durch eine solche in der Reformkampagne vorgeschlagene Maßnahme nicht nur eine Einengung der Entfaltungsmöglichkeiten der Frau auf traditionell ohnehin mögliche Tätigkeitsbereiche begünstigt, sondern es besteht zudem zu befürchten, daß dadurch zugleich die finanzielle Abhängigkeit der Frau nur gefördert wird - und damit ihre Unselbständigkeit endgültig besiegelt ist, - was sicher nicht zu ihrem psycho-physischen Wohlbefinden beiträgt! -

ad 3b: Es ist die Frage zu prüfen, inwieweit eine progressive Kampagne erfolgversprechend ist - inwieweit sie akzeptiert wird und wo Widerstände von seiten der Frau und des Mannes zu erwarten sind.

Die Frage der Erfolgsaussichten einer "progressiven Kampagne" kann nach unseren Resultaten und den uns zugänglich gewordenen Untersuchungsergebnissen durchaus positiv beantwortet werden,

sofern unter "Kampagne" sinnvolle Maßnahmen und Informationshilfen verstanden werden. Freilich muß diese generelle Feststellung differenziert werden. Widerstände sind eher in Landgegenden, eher bei stark konfessionell orientierten Gruppen und auch stärker in den niederen sozialen Schichten zu erwarten.

ad 3c: Inwieweit trifft eine progressive Kampagne vor allem auf Widerstände bei der unteren Mittelschicht und Unterschicht?

Zweifellos sind hier stärkere Widerstände zu erwarten, da hier der Mann weniger bereit ist, vom traditionellen Rollenbild, das ihm mehr Macht verspricht, abzurücken. Untersuchungen über Partnerschaftsbeziehungen (BLOODE und WOLFE 1960) zeigen, daß in diesen Schichten traditionelle Rollenvorstellungen, d.h. eine "patriarchalische Form" oder auch "husband-dominant"-Form stärker vorherrscht (vgl. auch BURIC und ZEZEVIC; ebenso NYE;). CHOMBART de LAUWE glaubt nachweisen zu können, daß durch eine selbständige, berufstätige und auch verdienende Frau sich gerade der Mann der niederen Schicht "entthront" vorkomme; er sei damit seiner einzigen Funktion beraubt: "to be this one, who earns the bacon", der Mann der höheren Schichten habe neben dem Brötchenverdienen noch andere Funktionen in Familie und Ehe, *und fühle sich dadurch weniger zu ihrer Funktion.*

ad 3d: Wie sind die Chancen anzusetzen, durch eine Aktualisierung progressiver Vorstellungen evtl. Mittel- und Oberschicht in ihrem Bedürfnis entgegenzukommen und sie als Vorreiter eines neuen gesellschaftlichen Selbstverständnisses zu benutzen?

In der Mittel- und Oberschicht wird man auf eine günstige Einstellung stoßen; eine progressive "Kampagne" wird die dort bereits vorhandenen Ansichten und Einstellungen nur verstärken. Es fragt sich allerdings, ob es dieser Verstärkung gerade in diesen sozialen Schichten noch bedarf.

ad 3e: Sind empirische und theoretische Erkenntnisse vorhanden, die geeignet sind, evtl. auftretende Widerstände bei der Durchsetzung einer progressiven Kampagne aufzufangen bzw. zu umgehen?

Nach allgemein psychologischen Erkenntnissen ist generell mit Widerständen zu rechnen, wenn die vorgesehenen Maßnahmen als "Kampagne" proklamiert werden. - Jede vorgesehene geförderte Maßnahme muß sich in einen in Gang befindlichen Prozeß fast,

unmerklich einfügen und darf dabei als "Maßnahme" gar nicht in Erscheinung treten. - Insofern dürften die informativen Maßnahmen am besten durch Kooperation mit vernünftigen Vertretern der Massenmedien zu planen und abzusprechen sein. - Nach allen zur Verfügung stehenden Informationen dürften Modelle "progressiven weiblichen Verhaltens", die im Sinne der Zielvorstellung einer "Progressiven Kampagne" liegen, dann am ehesten intensive Auswirkungen haben, wenn sie z.B. in geeigneter Weise in Unterhaltungssendungen des Fernsehens eingefügt werden. Außerdem ergeben sich hier auch direkte Möglichkeiten für eine Einwirkung z.B. der Vertreter der verschiedenen Ministerien in den Beiräten der Rundfunk- und Fernsehanstalten, stark traditionell orientierte Familiensendungen nicht so stark zu fördern wie bisher.

Der weitere Fragenkatalog Ihres Schreibens vom 17. 9. 1971 läßt erkennen, daß das im Arbeitspapier vermißte Bedürfnis nach Differenzierung und Realitätsorientierung offensichtlich doch in der Bundeszentrale vorhanden zu sein scheint. Allerdings wird hier so diffus gefragt, daß man als Wissenschaftler eine Antwort schuldig bleiben muß, - es sei denn, man entschließt sich zu Spekulationen - oder schreibt ein ganzes Buch, für das freilich erst neue Untersuchungen notwendig wären.

ad 1a: progressiv, am partnerschaftlichen Rollenverständnis orientiert; berufsorientiert; weitgehende Ablehnung sozialpflegerischer Berufe, es sei denn, eine besondere biographische Situation (Zurücksetzung, eigene Minderwertigkeitsgefühle) begünstigen bei ihr die Einstellung, "denen helfen zu wollen, denen es noch schlechter geht als mir".

ad 1b bis 1f: sind Untersuchungen notwendig, die sich jedoch nicht der allgemein üblichen Instrumente der Meinungsforschungsinstitute bedienen sollten. Hier sei auf Verzerrungen, die sich durch bestimmte Fragestellungen ergeben, hingewiesen. Multiple Choice Fragen mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten sind in diesem Zusammenhang völlig unbrauchbar.

ad 2: Die entscheidenden Phasen im Sozialisationsprozeß beginnen bereits in der ersten Lebenszeit. Die Feststellung amerikanischer Untersuchungen derzufolge Mädchen häufiger nach festem Zeitplan gestillt werden, Jungen jedoch eher auf "freie Anforderung" hin, d.h. wenn sie schreien, genährt werden (scheduled feeding, free-demand-feeding) erzieht von den ersten Lebenswochen Mädchen zur Unterordnung und Abhängigkeit, Jungen zur Durchsetzung eigener Ansprüche und zur Selbständigkeit. - Sozialisationseinwirkungen im Hinblick auf die Prägung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen finden während der ganzen Kindheit und Jugendzeit statt - und sogar auch noch - wie KAGAN und MOSS aufgrund ihrer Längsschnittstudien aufzeigen konnten - im Erwachsenenalter.

Der Prozeß der Entwicklung einer Geschlechtsrollen-Identität, d.h. der Einbeziehung von geschlechtsspezifischen Charakteristiken in das Selbstkonzept, - der mit der Wahrnehmung der Geschlechtsspezifität und dem Erkennen der eigenen Geschlechtszugehörigkeit gegen Ende der frühen Kindheit - etwa im Alter zwischen 3-4 Jahren - beginnt (KAGAN 1964; KOHLBERG 1966), hat man bisher weniger durch empirische Untersuchungen erforscht, hingegen von mehreren theoretischen Ansatzpunkten aus diskutiert.

Empirische Nachweise sind erbracht, denenzufolge das Kind im Alter von 3-4 Jahren erfaßt hat, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist; denenzufolge bei Schulbeginn das Konzept "männlich" oder "weiblich" angenommen ist (HARTUP u. ZOOK 1960; KAGAN, HOSKEN, WATSON 1961; KAGAN u. MOSS 1962; KAGAN 1964; HONZIK, 1951; BROWN, 1957; WARD 1969). Diese frühkindliche Unterscheidungen erfolgen zumeist auf Grund einer Orientierung am äußeren Erscheinungsbild (Kleider, Haartracht, Körperform), an der Tiefe der Stimme und an charakteristischen Verhaltensweisen.

Während bis etwa zu 3 Jahren beim Spielverhalten kaum geschlechtsspezifische Verhaltensweisen zutage treten (DeLUCIA 1963; HARTUP u. MOORE 1963; HETHERINGTON 1965; KAGAN 1964; KOHLBERG 1966), werden danach geschlechtsspezifische Wahlen getroffen, und zwar von Jungen früher u n d eindeutiger

als von Mädchen. Dreijährige Mädchen bevorzugen häufig "Jungenspielzeug", während Jungen in diesem Alter schon "Mädchenspielsachen" deutlich ablehnen (DeLUCIA 1963; RABBAN 1950) - Auch beim Rollenspiel übernehmen 3-jährige Jungen vorwiegend männliche Rollen und lehnen weibliche Rollen ab; bei Mädchen finden sich hier noch keine Unterscheidungen (RABBAN 1950).

Aber auch die Fähigkeit zur Klassifizierung zwischen männlichen und weiblichen Personen und das Wissen um geschlechtsspezifische Verhaltensweisen, das man anhand von Zuordnungen von Spielgegenständen (HONZIK 1951; ROSENBERG u. SUTTON-SMITH 1960), wie auch anhand von Zuordnungen von Aktivitäten und Objekten beim "it-Test" (BROWN 1957) bei Kindern im Vorschulalter nachwies, besagt noch nichts über die Annahme der Geschlechterollenidentität. Faßt man die verschiedenen Untersuchungsergebnisse zusammen, so zeigt sich, daß Jungen von 3 Jahren an bereits Geschlechtsdifferenzierungen erkennen und sich auch mit dem männlichen Geschlecht eindeutig identifizieren. Bevorzugung männlicher und Ablehnung weiblicher Objekte, Spielgegenstände und Aktivitäten fanden BROWN (1957), HARTUP und ZOOK (1960), ROSENBERG und SUTTON-SMITH (1960), während sich bei gleichaltrigen Mädchen keine eindeutige Geschlechtsidentität feststellen ließ.

BROWN (1957) fand, daß 5-jährige Mädchen häufig äußerten, sie wollten lieber ein Junge sein, oder sie wollten lieber einmal "Vater" werden statt Mutter, - worin man vielleicht mit KAGAN (1964), MUSSEN (1969) und HETHERINGTON (1967) kulturelle Einflüsse im Sinne einer Höherschätzung der männlichen Rolle und einer gewissen Abwertung der weiblichen Rolle sehen kann, was auch in zahlreichen Untersuchungen zum Selbstbild bei Männern und Frauen zum Ausdruck kommt (BENNETT und COHEN 1959; SUTTON-SMITH et al. 1963, 1964, SUTTON-SMITH 1939). So fand man, daß Jugendliche von 10 Jahren an mit zunehmendem Alter die männliche Rolle zunehmend positiver bewerteten (und zwar auch weibliche Jugendliche), die weibliche Rolle mehr und mehr negativer beurteilten. McKEE und SHERRIFFS (1957) wiesen ebenso nach, daß erwachsene Männer und Frauen die männliche Rolle höher bewerteten als die weibliche.

Eine sehr deutliche Bestätigung hat die These der Höhereinschätzung der männlichen Rolle durch die Untersuchungen von TAYLOR und BRAYER (1960) erfahren, die 90 männlichen und 125 weiblichen Studenten Ergänzungstests vorgelegt hatten. Die Kategorisierung der Antworten (aus Sätzen wie: "Ich glaube, die meisten Männer (Frauen) sind ..."; "Was ich an einem Mann (einer Frau) nicht mag, ist ...") erbrachte eine weit günstigere Einschätzung des Mannes bei allen Befragten. Darüber hinaus läßt sich belegen, daß Aspekte der physischen Anziehungskraft bei der Beurteilung der Frau im Vordergrund stehen, allerdings auch deren Abhängigkeit und Anlehnsbedürfnis, ausgedrückt durch die Meinung, daß Frauen durch Heirat Sicherheit suchen. Die Autoren sehen in diesem Ergebnis einen Beleg für die Unterlegenheit der Frau, die sie mit der sozialen Abwertung des "Altjungferntums" in Verbindung bringen. Die sozialkulturell bedingte Geringschätzung älterer unverheirateter Frauen, für die sich beim Junggesellen kein Pendant findet, unterstreiche die Abhängigkeit weiblichen Seins. -

Die zum Teil noch weitverbreitete Vorstellung, derzufolge die Annahme der Geschlechtsrollen-Identität ein auf eine relativ kurze Zeitspanne konzentrierter Vorgang sei, der sich gegen Ende des ersten Lebensjahrzehntes vollziehe und während des 2. Jahrzehnts nur noch verdichte, scheint revisionsbedürftig. Die Frage nach einer Stabilität geschlechtsspezifischer Prägungen kann eigentlich nur durch Längsschnittstudien methodisch adäquat angegangen werden, die bisher leider sehr spärlich sind.

Immerhin können die hier relevanten bereits erwähnten Ergebnisse von KAGAN und MOSS als Bekräftigung für die Feststellung angesehen werden, daß eine solche Stabilität von den mehr oder minder klar definierten Rollenerwartungen von Mann und Frau in der Gesellschaft abhängig ist. Diese Rollenerwartungen sind für den Mann jedoch eindeutiger definiert (KAGAN 1964; HETHERINGTON 1967; LEHR 1969;) Dies zeigte sich auch bei einer vorgenommenen Analyse deutscher Lesebücher, wie sie zur Zeit in den deutschen Schulen in Gebrauch sind. HASTENTEUFEL (1971) konnte dabei nachweisen, daß 75 % der geschlechtsbezogenen Aussagen die männliche Rolle in sehr differenzierender Weise umschreiben und nur 25 % sich auf weibliches Verhalten beziehen in sehr globaler, ein-

seitiger und ganz auf das traditionelle Rollenbild bezogener Art. Jungen wie auch Männer mittleren Lebensalters sind in den Lesestücken durch Mut, Dynamik, Aktivität, Gesundheit und Körperkräfte wie auch durch sachorientiertes Denken und Handeln, durch besondere Fähigkeiten und ein breites Interessenspektrum charakterisiert; alte Männer und weibliche Personen jedes Lebensalters sind durch Ängstlichkeit, Passivität, Nachgiebigkeit, Aufopferungsbereitschaft für die Ihren, wie auch durch körperliche Schwäche und Kränklichkeit gekennzeichnet. Bei weiblichen Personen finden sich auch kaum Aussagen über Interessen und Hobbies.

Es mag sowohl mit den nicht eindeutig definierten Rollenerwartungen, wie auch mit einer gewissen Geringschätzung weiblichen Seins zusammenhängen, daß gerade für Frauen der Identifikationsprozeß keineswegs von geradlinigem Verlauf zu sein scheint, sondern bis ins Erwachsenenalter hinein zum Teil von beträchtlichen Schwankungen gekennzeichnet ist. -

Drei Voraussetzungen erwiesen sich als wesentlich für die Übernahme der Geschlechtsrolle: 1. das Wissen um geschlechtsspezifische Unterschiede, die zunächst in frühester Kindheit am "Modell" der Eltern, dann vom Schulalter an aber als mehr oder minder abstraktes Konzept erfahren werden; 2. das Erkennen der eigenen Geschlechtszugehörigkeit und schließlich 3. das Bestreben, den geschlechtsspezifischen Verhaltenserwartungen der Gesellschaft nachzukommen.

Diese Aspekte erfahren eine unterschiedliche Beachtung und Gewichtung in jenen theoretischen Ansätzen, die den Prozeß der geschlechtsspezifischen Rollenprägung zu erklären versuchen. - Das Wissen um geschlechtsspezifische Unterschiede wie auch die Selbstkennzeichnung als Junge oder Mädchen wird im kognitiven Ansatz des Sozialisationsvorgangs von KOHLBERG (1966) besonders herausgestellt, während die Bedeutung frühkindlicher Erfahrungen der Eltern in den verschiedenen Ansätzen der Identifikationstheoretiker stärker beachtet wird, - hingegen das kindliche Bestreben, den Verhaltenserwartungen der Umwelt nachzukommen, in den Theorien des sozialen Lernens besonders in den Vordergrund tritt.

ad 3: Zunächst einmal müßten die Feststellungen des Arbeitspapiers auf Seite 7 belegt werden.

Durch welche Untersuchungen findet sich z.B. die Aussage bestätigt: "Gesundheitsgerechtes Verhalten kann nur einüben, wer selbst gesund ist und damit bewiesen hat, daß er sich wissenschaftlich verhaltend gesund sein kann". (?)

Und welche "Untersuchungen haben erkennen lassen, daß die Frau in unserer Gesellschaft vor allem seelisch nicht gesund ist." (?) - Mir sind keine einigermaßen repräsentativen Untersuchungen bekannt, auf Grund derer derartige Feststellungen möglich wären. Wenn einige Daten über eine Konfliktbelastung der Frau vorliegen, so ist festzustellen, daß die Konfliktbelastung des Mannes keineswegs mit Sicherheit als geringer anzusehen ist (vgl. hierzu LEHR und THOMAE: Konflikt, seelische Belastung und Lebensalter; Westdeutscher Verlag Köln/Opladen 1965). Aus diesen Untersuchungsansätzen, in denen 12 mögliche Konfliktbereiche empirische erarbeitet werden konnten, ergibt sich zur Beantwortung des in dem Arbeitspapier auf Seite 7 angeschnittenen Fragekomplexes die Notwendigkeit einer Intensiverhebung, der folgende Fragestellungen zugrunde liegen müßte.

- 1.a) Mit welchen speziellen Lebenssituationen wird die "Frau im mittleren Lebensalter" heutzutage konfrontiert.
- b) und unter welchen Bedingungen wird eine solche Konfrontation als Belastungssituation erlebt
- c) bzw. unter welchen Bedingungen wird sie nicht als belastend empfunden.
2.) Welche Formen der Auseinandersetzung mit diesen im mittleren Lebensalter auftretenden Lebenssituationen werden deutlich;
inwieweit führen sie zu einer Entlastung;
inwieweit zeigt sich eine Zunahme der Belastung;
3.) Gibt es gruppenspezifische Unterschiede bezüglich der Art der Belastungssituationen und bezüglich der Form der Auseinandersetzung mit diesen
4.) Welche "äußeren" Hilfen - etwa durch bestimmte sozialpolitische Maßnahmen - wären möglich, um die Situation der Frau in der Lebensmitte optimaler zu gestalten.

Diese kurz skizzierte Fragestellung scheint heute um so aktueller, als durch den "veränderten Lebenszyklus" die Frau nach der sog. "Beendigung der aktiven Mutterschaft" nach einer neuen Lebensaufgabe sucht. Zweifellos bietet sich hier - nicht zuletzt auch im Hinblick auf unsere wirtschaftliche Situation - eine Rückkehr in das Berufsleben an, die jedoch sehr sorgfältig vorbereitet werden muß, um nicht zur Quelle neuer Konflikte zu werden.

Eine weitere Aktualität erhält diese Fragestellung zudem durch die Diskussion um die neue Scheidungsgesetzgebung, bei der man von einer - psychologisch gesehen äußerst sinnvollen - Rückkehr der Frau in das Berufsleben ausgeht. Da sich jedoch die Möglichkeit einer Scheidung nicht von vornherein einkalkulieren bzw. ausschließen läßt, bedeutet dies, daß alle Frauen eine Berufstätigkeit in der sog. "Dritten Lebensphase" einkalkulieren sollten. Zweifellos müßte hier eine Reihe gezielter sozialpolitischer Maßnahmen einsetzen, um möglichst optimale Voraussetzungen zu gewährleisten.

Zu den einzelnen Unterpunkten auf Seite 7:

1 und 2: mag - mit Einschränkungen - zutreffen

3. dasselbe gilt für den Mann; hier kommt es darauf an, an die Sozialisationsfunktion der Eltern zu erinnern (Elternschulung statt Mütterschulung). Bereits in den oberen Klassen der Schule (bzw. Berufsschule) sollten hier sowohl Jungen als auch Mädchen Grundkenntnisse der kindlichen Entwicklung vermittelt werden.

4. Eine Neuorientierung fällt nur dann schwer, wenn die Gesellschaft stark am traditionellen Rollenbild orientiert ist. Dann bejaht sie höchstens ehrenamtliche, betreuende und pflegerische Tätigkeiten der Frau, die sich mit den Vorstellungen vom "typisch weiblichen Sein" vereinbaren lassen.

5. Untersuchungen haben gezeigt, daß die im Beruf zufriedene Frau am wenigsten unter der Hausarbeit stöhnt; am wenigsten Mithilfe von ihren Kindern verlangt - im Vergleich zu der Frau, die mit ihrer Berufssituation unzufrieden ist (Lit. siehe LEHR, 1969)

Es konnte ebenso nachgewiesen werden, daß bei positiver Einstellung des Mannes zur Berufstätigkeit seiner Frau einmal der Mann stärker an "partnerschaftlichen Rollenvorstellungen" orientiert ist, außerdem die Frau mit ihrer Berufstätigkeit zufriedener ist. Dies sind Korrelationen, jedoch nicht ohne weiteres als "Ursache-Wirkungs-Zusammenhang" zu interpretieren.

Bezügl. der "Zeit zur Entspannung", der Freizeit, konnte eindeutig nachgewiesen werden, daß berufstätige Frauen ihre Freizeit in stärkerem Maße genießen als Nichtberufstätige. Werden auch die geringere Freizeit der berufstätigen Frau und die geringere Zeit für die Familie immer wieder hervorgehoben (SCHEUCH, 1967), so scheint sie sich in dieser Freizeit doch intensiver mit familiären Angelegenheiten zu befassen als die nicht-berufstätige. MEIER (1957) hebt auf Grund seiner Untersuchungen die eindeutig positiven Auswirkungen zumindest auf die Freizeitgestaltung des Familienlebens hervor. Die Initiative, mit dem Ehemann abends gemeinsam etwas zu unternehmen, gehe bei Berufstätigen häufiger von der Frau aus, bei Nicht-Berufstätigen häufiger vom Mann - allerdings wird da auch weniger unternommen (MEIER, LEHR, 1962). MEIER stellt fest: "Es ist bezeichnend, daß gerade Nicht-Berufstätige am meisten Schlaf und Nichtstun als Freizeitverhalten angeben. Sie bringen ihre Zeit weniger mit der Familie zu als die Berufstätigen."

Wenn MEIER zusammenfassend äußert: "Es darf die Hypothese gewagt werden, daß die Berufstätigkeit die Neigung zu einer aktiven Freizeit verstärkt", so können wir das auf Grund unserer eigenen Untersuchungen nur bestätigen (LEHR, 1962). Wie bei MEIER fanden sich auch bei unserer Untersuchung Hinweise auf die Unzufriedenheit in der Partnerschaftsbeziehung häufig mit der Initiativlosigkeit des Mannes und der Eintönigkeit der Freizeit begründet. Derartige Feststellungen wurden von Nicht-Berufstätigen häufiger gemacht als von Berufstätigen.

ad 3 a: Die Identitätskrise ist keineswegs nachgewiesen, höchstens an Einzelfällen beobachtet worden. Ob spezifische Wünsche im Hinblick auf eine Neuorientierung auftreten, hängt von der biographischen Situation der Frau ab (d.h. von ihrer bisherigen Lebensentwicklung, ihren ureigensten spezifischen Erfahrungen und

den daraus resultierenden Erwartungen) es hängt weiter von den momentanen Lebensumständen gesundheitlicher, familiärer, finanzieller und persönlichkeitspezifischer Art ab; schließlich wirkt gerade hier die Rollenerwartung seitens der Gesellschaft verhaltensbestimmend.

ad 3 b: Wie ist überhaupt ein "Gefühl der Überforderung" "beschreibbar"?

Anforderungen auf Grund traditioneller Rollenerwartung einerseits (dazu gehört Sorge für den Haushalt, die Kinder und Sorge für die Gesundheit der Familie!) und "moderne" Rollenerwartung andererseits (in der Berufssituation sich zu behaupten) führt zum Rollenkonflikt.

ad 3 c: Die Frage ist wissenschaftlich nicht zu beantworten.

ad 3 d: Dann, wenn das traditionelle Rollenbild vorherrscht; wenn der Ehemann sich nach "patriarchalischem" Muster verhält.

- Aber je nach Persönlichkeitsstruktur der Frau kann auch bei einfacher Belastung ("Nur - Hausfrau") die Zeit zur Entspannung und zur persönlichen Entfaltung fehlen!

ad 3 e: Je nach biographischer Situation!

ad 3 f: Siehe vorangegangene Fragen und gruppenspezifische Differenzierungen.

ad 3 g: In der Gesellschaft werden leider Leistungen und Fähigkeiten immer noch als geschlechtsspezifisch gesehen. Hier tut eine Aufklärung not. (vgl. S. 2, 3 und 4 dieses Gutachtens).

ad 3 h: die gleichen!

ad 3 i: die Sozialisationsfunktion

ad 3 j: 1. Frage: keine
2. Frage: äußerst negative!

Die Fragestellungen auf Seite 3 lassen erkennen, daß man offensichtlich von einer sehr einseitigen Sicht aus die Fragen der Berufstätigkeit begreift. Berufstätigkeit wird hier nur unter dem Aspekt der Doppelbelastung gesehen. Für viele Frauen bedeutet

eine Berufstätigkeit aber "Sinnerfüllung", "Tor zur Welt", "Möglichkeit zu Sozialkontakten" und wird keineswegs als Be-
lastung, sondern weit eher als Gewinn erlebt.

ad 4 a: Die Antwort auf diese Frage würde die Abfassung eines Buches erforderlich machen.

ad 4 b: Leider nach dem derzeitigen Erkenntnisstand nicht zu beantworten. Gerade hier sollte man vor Spekulationen und vor Verallgemeinerungen von beobachteten Einzelfällen warnen.

Möglichkeiten: völlig gleiches Erziehungsverhalten seitens der Eltern, der sozialen Umwelt, der Schule den Jungen und Mädchen gegenüber.

ad 4 c: Durch Information, Elternbildung, Gruppenkurse - evtl. auch durch den richtigen Einsatz von Massenmedien.

ad 4 d: Sehr groß! Das Fehlen des Vaters ist in einer Reihe neuerer Untersuchungen im Hinblick auf mögliche Auswirkungen auf die Entwicklung des Kindes angegangen worden. - Zunächst einmal ist zu bemängeln, daß in der einschlägigen Fachliteratur von "child-rearing-practice" gesprochen und meistens dabei ausschließlich "mother-rearing-practice" gemeint wird. BOWLBY drückt sogar wörtlich aus, daß der Vater nicht von "direkter Bedeutung für das jüngere Kind" sei, allerdings von gewissem "indirektem Wert", insofern als er wirtschaftliche und vielleicht auch emotionale Unterstützung der Mutter bietet.

Ist es nicht gerade die - z.T. durch BOWLBY ausgelöste - starke Zentrierung der Forschungen auf die Mutter-Kind-Beziehung und die so zu erklärende Einseitigkeit der Fachliteratur zum Problem "Kindererziehung", die als "reinforcement" wirkt und die Sicht der Kindererziehung als ausschließlich mütterliche Aufgabe nur verstärkt? Es liegen eine Reihe von Untersuchungen vor, denen zufolge die Väter selbst zumindest für die Erziehung des Kindes im Vorschulalter sich als "nicht zuständig" erleben; sie betrachten es höchstens als ihre Aufgabe, den Söhnen im Jugendalter "Vorbild" zu sein.

Auch in der Wissenschaft orientierte man sich bisher weitgehend an dem Stereotyp des höchstens "für Disziplinierungsmaßnahmen zuständigen Vaters" und dem der "liebvoll zugewandten, für emotionale Bedürfnisse sorgenden Mutter", - obwohl diese Rollenaufteilung auch insofern nur in den seltensten Fällen der Realität entspricht, da, Untersuchungen zufolge vielfach die Mutter auch in stärkerem Maße die Disziplinierungsmaßnahmen übernimmt. -

Während man die Vernachlässigung des Kindes durch die Mutter brandmarkt und in der Mutter-Kind-Trennung schwerwiegende Folgen sieht, scheint man die Vernachlässigung des Kindes durch den Vater bzw. die Vater-Kind-Trennung keineswegs als bedeutsam oder "gefährlich" zu sehen, was - nach NASH - "einem verheerenden Vorurteil" entspricht!

Zunächst sollte man einmal bedenken, daß viele Formen der Mutter-Kind-Trennung von vorneherein durch die Abwesenheit eines Vaters bestimmt sind. Wenn man Heimkinder mit Familienkindern vergleicht, ist man allzuleicht geneigt, etwaige Retardationserscheinungen als "Folge" mütterlicher Vernachlässigung zu sehen; mit welchem Recht schließen wir die "Folgen" väterlicher Vernachlässigung aus? -

Die wenigen vorliegenden empirischen Untersuchungen zum Problem "väterlicher Abwesenheit" (bei denen Einwände hinsichtlich des methodischen Vorgehens in gleicher Weise angebracht sind wie bei den vielen Untersuchungen zum Problem der Mutter-Kind-Beziehung) lassen ^{man} Zusammenhänge erkennen im Hinblick auf:

- (1) erschwerte Rollenübernahme; verzögertes Sex-role-typing; Fehlen "maskuliner" Verhaltensweisen bei Jungen (bis zu Verhaltensstörungen im sexuellen Bereich).

Die Funktion des Vaters als "Identifikationsobjekt" ist noch am ehesten anerkannt worden. Untersuchungen selbst bei Kindern im Vorschulalter erbrachten eine sog. "weibliche" Orientierung bei vaterlosen Jungen (z.B. im Puppenspiel: weniger Aggressionstendenzen, weniger Durchsetzungsfähigkeit; stärkere Bemühung um Anpassung); - aber auch eine weniger eindeutige sog. "weibliche" Rollenübernahme bei Mädchen, die ohne Vater (bzw. fehlender Vater-Dominanz in der Elterninteraktion) aufwuchsen.

- (2) Es wurden sodann Zusammenhänge zwischen einem Fehlen des Vaters einerseits und kriminellen Verhaltensweisen Jugendlicher andererseits aufgezeigt. Psychoanalytischer Theorie zufolge verhindert das Fehlen eines Vaters die Entwicklung des "Über-Ichs", die Willensentwicklung bzw. die Entwicklung der Kontroll- und Steuerungsfunktion. -
- (3) Es zeigte sich ein Zusammenhang zwischen Verhaltensstörungen unterschiedlichster Art und langdauernder Vater-Abwesenheit in früher Kindheit (HOLMAN, 1959). Vielfach ging man bei derartigen Feststellungen methodisch vor, indem man die Anamnesen der in Erziehungsberatungsstellen vorgestellten Kinder auswertete. Symptome dieser Kinder waren vor allem geringere Ich-Kontrolle, größere Abhängigkeit von der Mutter, höhere Ängstlichkeit, Schwierigkeiten im Sozialkontakt, Unselbständigkeit. - Allerdings wäre hier in Bezug auf die Gründe der väterlichen Abwesenheit zu differenzieren. -
- (4) Mit Hilfe recht interessanter Experimente wurden mögliche Einflüsse väterlicher Abwesenheit auf die Persönlichkeitsentwicklung nachgewiesen (u.a. MISCHEL, 1961).
- (5) Ein weiterer Aspekt wäre der Einfluß des Vaters auf die kognitive Entwicklung, der bei LYNN z.B. bereits im Identifikationsmodell deutlich wird. McCLELLAND (1961) stellte heraus; daß für die Entwicklung der Leistungsmotivation die Anwesenheit des Vaters bis etwa zum Alter von 8 Jahren sehr wesentlich sei.
- (6) Weiterhin wurde ein Zusammenhang zwischen Vater-Abwesenheit und Selbstkonzept nachgewiesen. Zunächst einmal läßt sich hinsichtlich erschwerter Identifikationsmöglichkeit eine gewisse Unsicherheit im Selbstwertgefühl ableiten. Doch auch Studien, die das Selbstkonzept auf direktem Wege zu erfassen versuchen, bestätigen, daß die Trennung vom Vater in früher Kindheit negative Auswirkungen im Hinblick auf Selbstsicherheit und Selbstwertgefühl hat. ROSENBERG (1965) konnte vor allem Korrelationen zwischen negativem Selbstbild und Verlust des Vaters durch Scheidung nachweisen, die dann um so höher waren, je jünger das Kind (genauer jedoch: je jünger die Mutter) zur Zeit der Scheidung war. Offenbar wirkte sich

für die Mutter der Verlust des Mannes dann in einer stärkeren Verunsicherung aus, - und das negative Selbstbild des Jugendlichen ist als Folge der dadurch beeinflussten Erziehungshaltung der Mutter zu deuten. - Diese Annahme findet ROSENBERG bestätigt durch die Feststellung, daß in jenen konfessionellen Gruppen, in denen eine Scheidung die stärkste Ablehnung erfährt, das Selbstwertgefühl in besonderem Maße beeinträchtigt wird.

Ein Verlust des Vaters durch Tod dagegen scheint für den Jugendlichen zumindest im Hinblick auf das Selbstbild nicht von negativer Auswirkung zu sein.

Gerade diese letzten Feststellungen führen mit aller Deutlichkeit vor Augen, wie schwer es ist, die verschiedensten Formen väterlicher Abwesenheit im Hinblick auf etwaige Sozialisations-effekte gemeinsam zu behandeln. - In der Literatur spricht man vielfach nur von "Unvollständigkeit der Familie" und ist sich dabei nicht im Klaren, daß psychologisch sehr unterschiedliche Ausgangsformen unter dem Begriff der "Unvollständigkeit" zusammengefaßt werden. -

Geht man der Frage der Bedeutung von Vater und Mutter im Sozialisationsprozeß nach, so helfen globale und relativ undifferenzierte Angaben und Feststellungen wie über die "Sozialisationschwäche unvollständiger Familien" nicht weiter. Es sollte vielmehr nach etwaigen Sozialisationswirkungen spezifischer familiärer Konstellationen gefragt werden. Hier wäre zu unterscheiden hinsichtlich:

a) der Gründe väterlicher Abwesenheit. Während man z.B. bei Tod des Vaters viele der aufgezählten Auswirkungen nicht feststellen konnte, scheinen sie zumindest im Falle einer Scheidung oder auch bei unehelicher Geburt wahrscheinlicher.

Insofern gewinnt

b) die Art der Reaktion der Mutter auf die väterliche Abwesenheit an Bedeutung. Untersuchungen zeigen, daß vielfach die Mutter auf "paternal neglect" mit "maternal overprotection" reagiert, so daß von hier aus mögliche Verhaltensweisen des Kindes (wie z.B. geringe Selbständigkeit, Unabhängigkeit,

Ängstlichkeit, Unsicherheit) ihre Erklärung finden.

Auf jeden Fall konnte gezeigt werden, daß die Persönlichkeit und das Verhalten der Mutter, dann, wenn der Vater stets anwesend ist, weniger prägend auf das Kind wirken; bei abwesendem Vater jedoch wird die Persönlichkeit der Mutter weit gewichtiger.

Beziehungen zwischen der Abwesenheit des Vaters und der Selbstsicherheit der Mutter wurden weiterhin aufgedeckt, wobei diese Selbstsicherheit keineswegs nur unter ökonomischen Aspekten zu sehen ist, wie vielfach angenommen wird. - Zweifellos wäre hier auch auf die Einstellung der Gesellschaft hinzuweisen, bzw. auf die bestimmter (konfessioneller oder ethnischer) Bezugsgruppen, die die Abwesenheit des Vaters in bestimmten Situationen (Unehelichkeit, Scheidung, Strafverbüßung) verurteilt - in anderen (Todesfall, Kriegseinsatz) durch besondere Zuwendung zur Mutter beantwortet. - Daß die mütterliche Selbstsicherheit das Erziehungsverhalten dem Kind gegenüber und so auch dessen weitere Entwicklung bestimmt, kann anhand einer Vielzahl von Studien als belegt gelten.

Außerdem wäre

- c) die Zugehörigkeit zur sozialen Schicht als weiteres differenzierendes Moment zu berücksichtigen. Das häufigere Vorkommen von Vater-Abwesenheit in sozial niederen Schichten könnte bei Aussagen über solche Sozialisierungseffekte verzerrend wirken. Die Feststellung von THOMES (1968) wäre hier zu überprüfen, derzufolge sich die Abwesenheit des Vaters bei Kindern der sog. Mittelklasse in stärkerem Maße negativ bemerkbar macht als bei Kindern der sog. niederen soz. Schicht, da diese Väter mit ihren Kindern ohnehin nur geringeren und weniger intensiven Kontakt haben.
- d) Schließlich legt die Mehrzahl der vorliegenden Untersuchungen nahe, daß sich väterliche Abwesenheit auf die Entwicklung der Jungen in stärkerem Maße negativ auswirkt als auf die der Mädchen.

Zum Teil mag diese Feststellung aber darauf beruhen, daß - sicher durch die Identifikationshypothese beeinflusst - in diesem Zusammenhang oft ausschließlich das Verhalten von Jun-

gen nur untersucht wurde. YARROW weist darauf hin, daß in der Literatur seltsamerweise bezüglich der mütterlichen Deprivation kaum Analysen bezüglich Sexdifferenzen vorgenommen wurden!

Hier müssen weitere Untersuchungen zur Klärung beitragen.

- e) Bezüglich unterschiedlicher Auswirkungen auf die Entwicklung des Kindes je nach dessen Alter läßt sich zum jetzigen Zeitpunkt zumindest soviel feststellen, daß nicht nur die ödipale Phase und das Jugendalter, sondern gerade auch die frühe Kindheit von besonderer Bedeutung im Hinblick auf mögliche Deprivationswirkungen nicht nur mütterlicher, sondern auch väterlicher Abwesenheit ist.
- f) Als weiteres modifizierendes Moment wäre die Dauer der Abwesenheit des Vaters zu berücksichtigen und vor allem die Anpassung des Vaters nach dessen Rückkehr an die Familie und an das Kind. Auf derartige Anpassungsprobleme, die bei Kleinstkindern besonders zutage treten, vor allem, wenn das Kind während der Abwesenheit des Vaters geboren wurde und erst im 2. Lebensjahr eine intensive Begegnung möglich wird, haben Studien über kriegsbedingte Abwesenheit der Väter hingewiesen.
- g) Abschließend zu diesem Punkt wäre noch auf die Beziehung des Kindes zur Restfamilie bzw. auf seine Stellung in der Geschwisterreihe hinzuweisen, auf deren modifizierende Wirkung die sehr eingehenden Untersuchungen von SUTTON-SMITH, ROSENBERG und LANDY (1968) aufmerksam gemacht haben. Die Kinder aus 3- und Mehrkinderfamilien sind bei abwesendem Vater stärker betroffen als Kinder in Einkinderfamilien; Allerdings zeigten sich in Einkinder-Familien Mädchen durch das Fehlen des Vaters in ihrer cognitiven Entwicklung in stärkerem Maße beeinträchtigt als Jungen. Geschlecht und Geschwisterfolge erwiesen sich als intervenierende Variable.

Die hier nur kurz aufgezählten Gesichtspunkte zeigen, daß jeweils die Abwesenheit des Vaters nur e i n e unter einer Vielzahl von Variablen ist, die auf den Sozialisationsprozeß einwirken.

In der bisherigen Forschung und der bisherigen Literatur ist die Problematik ungünstiger Vater-Kind-Beziehung vor allem in der

frühen Kindheit noch relativ wenig beachtet worden, woran sicher eine gewisse Überbetonung ^{an der Mutter} des Mutter-Kind-Kontaktes nicht ganz schuldlos ist.

ad 5a: echte Partnerschaft

gleiche Rechte, gleiche Pflichten, ein gewisses Maß an Gemeinsamkeit

ad 5b: Der 'dritte Bereich' (womöglich noch in gesundheitsvorsorgender oder pädagogischer Tätigkeit) wäre eine Verewigung traditioneller weiblicher Rollenvorstellung! (Vgl. S. dieser Ausführungen)

ad 5c: Da ein solcher "Freiraum" für einen dritten Bereich unreal erscheint und auch der Situation der Frau eher schadet als nützt, erscheint ein Nachdenken über Außenbedingungen wenig sinnvoll.

Alle unter A,B,C,D genannten erziehungspolitischen und arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen würden viel sinnvoller eingesetzt, wenn sie für die Entfaltung der beruflichen Fähigkeiten der Frau auf dem generellen Arbeitsmarkt nutzbar gemacht werden könnten.

Was die Größe der Bereitschaft anbetrifft, muß hier jede Angabe bloße Spekulation bleiben.

ad 6a: Ob sie erstrebenswert ist, sollte keine Frage mehr sein! Erreichen läßt sie sich durch entsprechendes Erziehungsverhalten von der ersten Lebenszeit an. Einflüsse auf das Erziehungsverhalten der Eltern haben nachweislich gesellschaftliche gruppenspezifische Rollenvorstellungen, bei denen zunächst eine Korrektur anzusetzen hätte.

ad 6b: Es ist völlig falsch, anzunehmen, daß "emotionale Ansprechbarkeit, stärkere emotionale Ausdrucksbereitschaft und emotionale Bindungsbereitschaft" "frauliche Werte" sind. Eine derartige Einstellung bezüglich "fraulicher" Werte und "männlicher" Arbeitswelt entbehrt jeder wissenschaftlichen Fundierung und kann der Frau am Arbeitsplatz eher schaden als nützen (vgl. LEHR 1970, S. 740f)

ad 7: Die Gesamtgesellschaft!

Zu den Ausführungen auf Seite 5 des Fragenkatalogs vom 17. 9. 71 ist zu bemerken, daß den Frauen nichts Schlimmeres passieren könnte als daß Werbeagenturen sich für sie einsetzen würden; - siehe die bisherigen "Erfolge" der "Aktion Gemeinsinn"! - Zwischen Frauen und Zahnpasta besteht vielleicht noch ein kleiner Unterschied!

Ulrika Loh

L i t e r a t u r v e r z e i c h n i s

- ANDRIEUX, C.: Contribution à l'étude de différences entre hommes et femmes dans la perception spaciale. L-année psychologique, 55, 1955, 41-60
- BAUERMEISTER, M., S. WAPNER u. H. WEINER: Sex differences in the perception of apparent verticality and apparent body position unter conditions of body tilt. J. Pers., 31, 394-407, 1963
- BAYLEY, N. u. E.S. SCHAEFER: Correlations of maternal and child behaviors with the development of mental abilities: data from the Berkeley Growth Study. S.R.C.D. Monogr. 29, 1964, 63-79
- NENNETT, D.H.: Perception of the upright in relation to body image. J. ment. Sci., 102, 1956, 487-506
- BENNETT, E.M. u. L.R. COHEN: Men and women: personality patterns and contrasts. Genet. Psychol. Monogr., 59, 1959, 101-155
- BIERI, J., W.M. BRADBURN u. M.D. GALINSKY: Sex differences in perceptual behavior. J. Pers. 26, 1958, 1-12
- BLOOD, R.O. jr. u. D.M. WOLFE: Husbands and wives: the dynamics of married living. Free Press, New York/ Glencoe, Ill. 1960
- BOWLBY, J.: Maternal care and mental health. Genet. W.H.O. Monogr., Ser. 2, 1951
- BROWN, D.G.: The development of sex-role inversion and homosexuality. J. Pediat. 50, 1957, 613-619
- BURIC, O u. A. ZECEVIC: Family authority, marital satisfaction and the social network in Yugoslavia. J. Marriage Fam., 29, 1967, 325-336
- CHOMBART de LAUWE, M.J., P.H. CHOMBART de LAUWE, M. HUGUET, E. PERROY et N. BISSERET: La femme dans la société, son image dans différents milieux sociaux (Centre national de la recherche scientifique, Paris 1963)
- CLIFTON, M.A. u. H.M. SMITH: Comparison of expressed selfconcepts of highly skilled males and females concerning motor performance. Percept. Motor Skills, 16, 1963, 199-201
- DAVIS, E.A.: The development of linguistic skill in twins, singletons with siblings, and only children from age 5-10 years. (Univ. of Minnesota Press, Minneapolis, 1937)
- DeLUCIA, L.A.: The toy-preference test: a measure of sex-role identification. Child Dev., 34, 1963, 107-117
- EXLINE, R.V.: Effects of need for affiliation, sex, and the sight of others upon initial communications in problem-solving groups. J. Pers., 30, 1962, 541-556
- EXLINE, R.V.: Explorations in the process of person perception: visual interaction in relation to competition, sex, and need for affiliation. J. Pers., 31, 1963, 1-20
- EXLINE, R., D. GRAY u. D. SCHUETTE: Visual behavior in a dyad as affected by interview content and sex of respondent. J. Pers. soc. Psychol., 1, 1965, 201-209

- HARTUP, W.W. u. Sh. G. MOORE: Avoidance of inappropriate sex-typing by young children. J. consult. Psychol., 27, 1963, 467-473
- HARTUP, W.W. u. E.A. ZOOK: Sex-role preferences in three- and four-year-old children. J. consult. Psychol., 24, 1960, 420-426
- HASTENTEUFEL, Regina: Geschlechtsspezifische Rollendifferenzierungen in deutschen Lesebüchern. (Unveröff. Examensarbeit) Bonn, 1971
- HETHERINGTON, E.M.: A developmental study of the effects of sex of the dominant parent on sex-role preference, identification, and imitation in children. J. Pers. soc. Psychol., 2, 1965, 188-194
- HETHERINGTON, E.M.: The effects of familial variables on sex-typing, on parent-child similarity and on imitation in children. In: J.P. HILL (Hg.) Minnesota Symposium on Child Psychology, 1, Minneapolis, 1967, 82-107
- HOLMAN, P.: The etiology of maladjustment in children. J. ment. Sci., 99, 1959, 654-688
- HONZIK, Marjorie, P.: Sex differences in the occurrence of materials in the play constructions of preadolescents. Child Dev., 22, 1951, 15-35
- KAGAN, J.: Acquisition and significance of sex typing and sex role identity. In: M.L. HOFFMAN u. L.W. HOFFMAN (Hg.) Review of Child Development Research, 1, New York, 1964, 137-167
- KAGAN, J. u. M. FREEMAN: Relation of childhood intelligence, maternal behavior and social class to behavior during adolescence. Child Dev., 34, 1963, 899-911
- KAGAN, J., B. HOSKEN u. S. WATSON: The child's symbolic conceptualization of the parents. Child Dev., 32, 1961, 625-636
- KAGAN, J. u. H.A. MOSS: Birth to Maturity. New York, 1962
- KOHLBERG, L.: A cognitive-developmental analyses of children's sex-role concepts and attitudes. In: Eleonor E. MACCoby (Hg.) The development of sex differences. Stanford, 1966, 82-173
- LEHR, Ursula: Die Frau im Beruf - eine psychologische Analyse der weiblichen Berufsrolle, Frankfurt, 1969
- LEHR, Ursula: Die Frau im Betrieb. In: A. MAYER u. B. HERWIG (Hg.) Handbuch der Psychologie, 9, Betriebspsychologie, 2. A. Göttingen, 1970, 735-777
- LEHR, Ursula: Die Familie im Sozialisationsprozeß. Gutachten erstattet dem Bundesministerium f. Jugend, Familie und Gesundheit., München, 1970
- LEHR, Ursula u. Helgard RAUH: Male and female in the German Federal Republik. In: G. SEWARD u. R. WILLIAMSON (Hg.) Sex roles in changing society. New York, 1970
- LEHR, Ursula, Ingrid STURM, H. LÜNINCK u. Gisela RÖPER: Berufswünsche 3- bis 10jähriger Kinder - Vergleichsuntersuchung 1926 und 1966. Ztschr. Pädagogik, 16, 1970, 227-242

- LYNN, D.B.: A note on sex differences in the development of masculine and feminine identification. *Psychol. Rev.*, 66, 1959, 126-135
- LYNN, D.B. u. W.L. SAWREY: The effects of father-absence on Norwegian boys and girls. *J. abnorm. sec. Psychol.*, 59, 1959, 253-262
- MACCOBY, Eleonore E.: Women's intellect. In: FARBER u. WILSON (Hg.) *The potential of woman*, New York, 1963, 24-39
- MACCOBY, Eleonore E.: *The development of sex differences*. Stanford, 1966
- McCLELLAND, D.: *The achieving society*. New York, 1961
- McDONALD, R.L. u. M. D. GYNTHOR: Relationship of self and ideal-self descriptions with sex, race, and class in southern adolescents. *J. Pers. soc. Psychol.*, 1, 1965, 85-88
- McKEE, J.P. u. A.C. SHERRIFFS: The differential evaluation of males and females. *J. Pers.*, 25, 1957, 356-371
- McNEMAR, Q.: *The revision of the Stanford-Binet-Scale: an analysis of the standardization data*. Boston, 1942
- MEAD, Margret: *Male and female: a study of sexes in a changing world*. New York, 1949
- MIELE, J.A.: Sex differences in intelligence: the relationship of sex to intelligence as measured by the Wechsler Adult Intelligence Scale and the Wechsler Intelligence Scale for Children. *Dissert. Abstr.*, 18, 1958, 231 ff
- MISCHEL, W.A.: Father-absence and delay of gratification: cross-cultural comparisons. *J. abnorm. soc. Psychol.*, 63, 116-124 1961
- MISCHEL, W.A.: A social learning view of sex differences in behavior. In: Eleonore E. MACCOBY (Hg.) *The development of sex differences*. Stanford, 1966, 56-81
- MISCHEL, W.A.: Sex-typing and socialization. In: P.H. MUSSEN (Hg.) *Carmichael's manual of child psychology*. New York, 1970, 3-72
- MUSSEN, P.H.: Early sex-role development. In: D.A. GOSLIN (Hg.) *Handbook of socialization theory and research*, Chicago, 1969, 707-732
- NASH, J.: The father in contemporary culture and current psychological literatur. *Child Dev.*, 36, 1965, 261-297
- NORMAN, R.D.: Sex differences and other aspects of young superior adult performance on the Wechsler-Bellevue. *J. consult. Psychol.*, 17, 1953, 411-418
- NYE, F.I.: Adolescent-parent-adjustment: age, sex, sibling number, broken homes, and employed mothers as variables. *Marriage Fam. Living*, 14, 1952, 327-332
- NYE, F.I. u. L.W. HOFFMAN (Hg.) *The employed mother in America*. Chicago, 1963

- OSBORNE, R.T. u. Wilma P. SANDERS: Variations in graduate record examination performance by age and sex. J. Gerontol., 9, 1954, 179-185
- RAAHEIM, K.: Sex differences on problem-solving tasks. Scandinavian J. of Psychol., 4, 1963, 161-164
- RABBAN, M.: Sex-role identification in young children in two diverse social groups. Genet. psychol. Monogr., 42, 1950, 81-153
- ROSENBERG, B.G. u. B. SUTTON-SMITH: The relationship of ordinal position and sibling sex status to cognitive abilities. Psycho. Sci, 1, 1964, 31-82
- ROSENBERG, B.G. u. B. SUTTON-SMITH: Family interaction effects on masculinity - femininity. J. Personality u. Social Psychol., 8, 117-120.
- ROSENBERG, B.G. u. B. SUTTON-SMITH: A revised conception of masculine-feminine differences in play activities. J. genet. Psychol., 96, 1960, 165-170
- SCHEUCH, E.K.: In: Report on the Multinational Comparative Time Budget Research Project. Sixth World Congr. of Sociology, Evian, 4-10. September 1966 (ed.: SZALAI, A.).
- SUTTON-SMITH, B. B.G. ROSENBERG u. E.F. MORGAN: Development of sex differences in play choices during preadolescence. Child Dev., 34, 1963, 119-126
- SUTTON-SMITH, B. B.G. ROSENBERG u. E. LANDY: Father absence effects in families of different sibling compositions. Child Dev., 39, 1968, 1213-1221
- ~~SUTTON-SMITH, B. B.G. ROSENBERG u. E.F. MORGAN: Development of sex differences in play choices during preadolescence. Child Dev., 34, 1963, 119-126~~
- ~~TAUSCH, Anne-Marie u. B. FITTKAU: Aufnahmeprüfung zum Gymnasium. Sch. u. Psychol., 15, 1968, 65-69~~
- THOMAE, H.: Das Individuum und seine Welt - eine Persönlichkeits-theorie. Göttingen, 1968
- THOMAE, H.: Berufswahl und Berufsbewährung In: HAGEN, THOMAE, MANSFELD, MATHEY (Hg.) Jugendliche in der Berufsbewährung, Stuttgart, 1958, 115-137
- WARD, W.D.: Process of sex-role development. Dev. Psychol., 1, 1969 163-168
- WECHSLER, D.: The measurement and appraisal of adult intelligence. Baltimore, 1958
- WITKIN, H.A.: Sex differences in perception. Trans. N.Y. Acad. Sci., 12, 1949, 22-26
- WITKIN, H.A.: Individual differences in ease of perception of embedded figures. J. Pers., 19, 1950, 1-15

- WITKIN, H.A.: Cultural influences in the development of cognitive style. Cross-cultural studies in mental development. In: Proc. 18. Intern. Congr. Psychol., Moskau, 1966, 95-109
- WITKIN, H.A., R.B. DYK, H.F. FATERSON, D.R. COODENHOUGH u. S.A. KARP
Psychological differentiation. New York, 1962
- WRIGHTSMAN, L.S.: The effects of anxiety, achievement motivation, and talk importance upon performance on an intelligence test. J. educ. Psychol., 53, 1962, 150-156
- YARROW, Marian R.: Changing in family functioning as intermediary effects of maternal employment. In: A.E. SIEGEL (Hg.) Research issues related to the effects of maternal employment on children. Stanford, 1961, 14-24
- YARROW, L.J.: Maternal deprivation: toward an empirical and conceptual re-evaluation. Psychol. Bull, 58, 1961, 459-490